

Johann Gottfried Herder :



***Ursachen des gesunkenen
Geschmacks bei den
verschiedenen Völkern,
da er geblühet.***

Berlin 1775

Multa renascentur, quae jam cecidere – –

Eine Preisschrift

Es ist ein wunderbarer Anblick, daß der Geschmack, diese schöne Gabe des Himmels, die er dem menschlichen Geiste nur in den Zeiten seiner schönsten Blüthe bestimmt zu haben scheint, nicht bloß nur noch einen schmalen Strich des Erdbodens berührt, sondern auch auf diesem schmalen Striche nur durch kurze Perioden gewirkt habe. Kaum ließ er sich irgendwo auf einer glücklichen Stätte nieder, so sammelte er sich auch bald Brennreiser zu seinem eigenen Grabmale, bis spät aus seiner Asche anderswo ein anderer Phönix entstand, und wieder das Schicksal hatte wie sein Vater.

Woher nun diese Wellen auf dem großen Meere des Zeitraums? Aus Ursachen von innen oder von außen? Wer lehret uns das große Naturgesetz der Veränderung des Geschmacks aus der Geschichte? Würbte man's, so erschiene zugleich ob sich den Ursachen seines unglücklichen Verfalls nicht zuvorkommen, ob sich der gute Geschmack, wenn er fliehen will, nicht festhalten ließe? Oder wenn sich aus Kennzeichen seine Ankunft nahet, wie kann man sie befördern? wie selbst die Samenkörner seiner Zerstörung anwenden, daß er sich neu belebe? Oder, wenn man dieß alles nicht kann, wozu wirkt selbst dieser Verfall? Zu keinem anderweitigen Guten? Nicht auch etwa zur Glückseligkeit der Menschheit?

Wahrlich eine philosophische, menschenfreundliche, und selbst zur Blüthe äußerer Verfassungen mitwirkende Frage! Und der Weg, auf dem sie untersucht werden soll, das Buch der Geschichte, das der Be-

trachtung hierüber so merkwürdige und verschiedene Fälle liefert, ist allerdings die reichste, sicherste und angenehmste Bestätigung und Anmuth.

Ich will zuerst die Frage aus Gründen der Seelenlehre meistens nur verneinend, untersuchen, und Vorurtheile zuerst wegräumen, die uns den Gang durch die Geschichte schwer machen würden. Sodann wünsche ich die Geschichte jedes großen Zeitlaufs auf die allgemeinen Ursachen zurückzuführen, ohne welche sie in einem anderen Zeitpunkte nicht genutzt werden kann. Die Folgen, die sich daraus zur Anwendung ergeben, machen das dritte Stück aus.

* * *

I. Grundsätze zu Betrachtung der Frage aus der Seelenlehre.

Man pflegt die Verderbnisse des Geschmacks bald von gewissen Kräften des Genie's, bald der Vernunft, bald moralischer oder unmoralischer Triebe herzuleiten, und den gewählten Lieblingsgesichtspunkt sodann allen Begebenheiten der Geschichte vorzuschieben. Es ist also nöthig hier erst in Rücksicht unserer Frage die Provinzen dieser Kräfte im Gebiete der menschlichen Seele auszumachen: wiefern sie den Geschmack verderben müssen, verderben können, oder nie verderben werden?

I. Wie sich auch Geschmack und Genie feiner brechen mögen, so weiß jeder daß Genie im allgemeinen eine Menge in= oder extensivstrebender Seelenkräfte sey; Geschmack ist Ordnung in dieser Menge, Proportionen und alle schöne Qualität jeder strebenden Größen. Mithin sind beide sich nimmer an sich einander entgegen; durch die simple Natur können sie sich einander nie verderben. Eine Betrachtung die des Anblicks werth ist; denn sie ist Grundlage aller künftigen historischen Phänomene.

1. Genie ist eine Sammlung von Naturkräften, es kommt also auch aus den Händen der Natur, und muß vorausgehen, ehe Geschmack werden kann. Der Orient, das Vaterland aller menschlichen Bildung, war lange das Land des rohen, starken, erhabenen Genie's, ehe Griechenland kam und die Schönheit weckte. In Griechenland selbst gingen viele rohe Namen, ungeheure Versuche, alle Fälle und Würfe übertreibender und hinsinkender Kräfte voraus, ehe sich diese Kräfte in Ordnung brachten und sich der Geschmack erzeugte. Ein Kind unterliegt zuerst dem tausendgestaltigen, tiefen, unermeßlichen Weltall, ehe sich ihm die Bilder vom Auge rücken, sich voneinander sondern und Ideen werden. Erst durch viel Ungeschicklichkeiten roh angewandter Kräfte lernt der Ringer mit Gleichmaß kämpfen und überwinden.

Wir sehen also: Bei einem Volke das noch roh ist, muß man nicht vom Verfall des Geschmacks, sondern von langsamer Bildung zum Geschmacke, zur Wohlgestalt reden. Habe es immer hier und da glücklich oder scheinbar nachgeäffet; gebe es sich auch selbst die größten Lobsprüche, „wie sehr es Geschmack habe!“ niemand ruft mehr als ein probendes Kind: „Kann ich nicht schon? Kann ich nicht schon?“ Und wenn es könnte, würde es nicht also rufen. Hier muß man also weder stören, noch niederschlagen, sondern weisen und aufmuntern. Alle zu früh aufgedrungenen Regelmäße, ehe man selbst die Regel als unentbehrlich ansehen lernt, und gleichsam von selbst darauf kommt, sind schädlich und bleiben auf immer schädlich, wie man an dem fixirten, seyn sollenden Geschmacke in Ägypten und Sina siehet. Der Schöpfer selbst ließ ja erst das Chaos ausgähren, und entwickelte die Welt nur durch innere Naturgesetze zur Harmonie, Ordnung und Schönheit. Eine Fliege, die aus ihrem Winterschlaf gewaltsam und widernatürlich erweckt wird, lebt auf Minuten auf, um auf immer zu sterben.

2. Kann also der Geschmack nur durch Genie, d.i. durch rasch und lebend geübte Naturkräfte entstehen, so muß er in ihnen auch nur bestehen wollen; sonst ist er ein Schall in der Luft, eine nichtige Echo. Reichthum an Bäumen, an Pflanzen und Fluren macht einen Garten; und ist erst der Garten da, so kann sich an ihm Ordnung, Geschmack und Gartenkunst erzeugen. Ohne Garten bauet man in die Luft. Gemeiniglich macht man Unterschiede zwischen Genie und Geschmack: „als ob jenes des Geschmacks nicht bedürfe, als ob es sich selbst denselben ersetze und mehr sey als derselbe; nur der genialische Kopf müsse sich mit Geschmack trösten und dergl.“ Ohne alle Speculation aber ist der Geschmack für Genies, in weitläufigstem Verstande, nicht da, so weiß ich nicht für wen er da seyn soll. Das Nichts, der Dummkopf kann ihn weder brauchen, noch fassen; denn Geschmack ist nur Ordnung im Gebrauche der Geniekräfte, und ist also ohn Genie ein Unding. Im Gegentheile, je mehr Kräfte ein Genie hat, je rascher die Kräfte wirken, desto mehr ist ein Mentor des guten Geschmacks nöthig, damit sich die Kräfte nicht selbst einander überwältigen, zerrütten, und, im Falle der Uebermacht, auch andere gute Kräfte zertrümmern.

Wo also auch in einem Zeitalter der Ueppigkeit und des allgemeinen Verderbens sich schon die Kräfte des Genie's verzehrten: man sieht wie elend es sodann mit dem nachjammernden Geschmacke stehe. Ist er noch mehr als Geschmack, kann er durch That helfen, und zurückziehen, wohlan, so thue er's freudig, und seine That wird wirken. Denn die wahre Bildung und Zurückbildung kann nur immer in der Gestalt von Exempeln geschehen; die Lehre muß Geist und Kraft angenommen haben, sie muß Uebung und Tugend geworden seyn: so wird sie anerkannt, so wird sie gefühlt, versucht und befolget werden; ist sie das aber nicht, so kann der bloße Zuruf nicht helfen. Ist eine Schule so verfallen, daß weder im Lehrer noch in den Schülern Kraft, Lust, Vorbild, Nacheiferung ist, so hilft die beste Schulordnung

nichts. Und ist ein lebendiger Körper im Sterben, so kann ihm die beste Diät oder Pomade nicht helfen. Das zeigen alle einzelnen Stimmen in den Jahrhunderten der Barbarei und des verfallenden Geschmacks. Waren sie bloß Stimmen, so wirkten sie nichts; gesellten sie sich aber mit Kräften, belebten sie das Genie und weckten andere Genies auf, so ward eine bessere Zeit. Die eine Schwalbe, die den Frühlingshauch geweckt hatte, prophezeite mehrere, und sie blieben nicht aus. Geschmack in Einer Kunst weckt den Geschmack in allen Künsten; es war gleichsam ein harmonischer Aether da, in welchem die ähnlichen Saiten aller verschiedenen Instrumente auf Einen Druck bebten und klangen.

Nur also Genies können und müssen Genies bilden und zurückbilden zur Ordnung, zur Schönheit, zum Gleichmaße ihrer erkennenden oder fühlenden Kräfte; denn auch hier wirkt Wahrheit und Schönheit nur durch Gleichgefühl und durch Nachahmung. Je gleichartiger die Saiten, desto mehr tönen sie einander nach; Bild aber und Schall in Regeln an die Wand gemalt, kann nie eine verstimmte Saite stimmen, oder in ihr einen reinen Klang bilden. Es wirken, wie Plato im Gleichnisse von den Magneten und Korybanten sagt, die Kräfte am tiefsten durch unmittelbaren Einfluß, wie durch ein halbes Wunder, auf einander. Genies die also gebildet sind und weiter bilden, sind Ebenbilder der Gottheit an Ordnung, Schöne und unsichtbaren Schöpferskräften; sie sind Schätze ihres Zeitalters, und gleichsam Sterne im Dunkeln, die durch ihr Wesen erleuchten und scheinen, so viel es die Finsterniß aufnimmt.

3. Und nun ist's sonnenhell, wiefern Genies allein den Geschmack verschlimmern? Nämlich weil er ohne sie nicht existirt, und sie ihn allein verschlimmern können; wenn sie die Kräfte ihres Genie's übel anwenden. Das ist nun auf zweierlei Art möglich: durch falsche Zwecke und durch falsche Mittel. Ist ein Maß schon voll und man gießt mehr, so fließt's über. Will der Kopf voll Kraft was schon am Ziele ist noch weiter treiben, so ist er jenseits des Zieles, im Lande der Unnatur und des falschen Geschmacks an Zwecken. Wählte er sich gar ein Irrlicht zum Ziele, oder will er mit Icarus Flügeln zur Sonne hinauffliegen, so wird er Morast oder Meer mit seinem Namen zeichnen; denn er wählte falsche Zwecke und erlag also auf dem Wege. Oder ein Genie hatte ein edeles, wahres, ein wohl zu erreichendes Ziel; nur es hatte dahin keinen Führer. Es nahm also im ersten Feuerrausche eine falsche Bahn, sah zu spät daß es irrete, und war Genie, hatte einiges Gute auf der falschen Bahn erreicht, sah zurück und hatte nicht Größe genug, das alles aufzugeben und neu einzulenken zu einem besseren Wege. Vielmehr spiegelten sich falsche Zwischengegenstände ihm mit Reizen vor, denen es nicht widerstehen konnte; es traute sich zu mit seinen Kräften ein Urbild des falschen Geschmacks, eine verführende, negative Größe. Das ist die traurige Theorie des verfallenden Geschmacks in allen Zeitaltern, aus dem Gesichtspunkte des Genie's betrachtet.

4. Und das ist zugleich, ohne alle Declamation, die ächte Lobrede auf den Geschmack, wiefern er durch das Genie wirkt; er ist nämlich das Steuerruder der Kräfte desselben auf dem wüsten Meere des Zufalls. Daß jeder sich eine Bahn wählen und auf ihr mit Inbrunst streben könne, ist Werk der Natur; daß er sich eine richtige Bahn wähle, und auf ihr zu edeln, erreichbaren, nutzenden Zwecken strebe, ist Werk des Versuchs und der Erfahrung. Wohl dem, dem, wie Hercules, die Göttin erschien, ihm den Weg zu zeigen, ihm Muth einzusprechen und sich ihm zur Führerin zu entbieten bis zum Ziele. Er wird sich zehn vergebliche Wege ersparen, von denen er einst mit Reue und vergeblicher Ermattung zurückkommt; oder die ihn nie zurückkommen lassen. Wenn die Quelle des guten Geschmacks austrocknet, wer will sie wieder füllen und beleben? Neulinge drängen sich auf den Weg der alten, ächten, simplen Erfahrung, die die Stimme der Lehre dem Neide oder dem Unvermögen zuschreiben, die sie meistern wollen, weil sie sie nicht übertreffen können. „Der dort im Bett wimmert,“ sagt man, „ist ein kranker Greis, und wir klettern auf spitzen, steilen Felsen.“ – Das Genie ist ein solcher Funke von Göttlichkeit, daß es, selbst auf falschem Wege eines übeln Geschmacks, nur von Kräften des Genie's und nicht von Regeln anderswohin gelockt werden will. Jedes Samenkorn der Schöpfung wird nur durch sich selbst erstattet.

II. Wie das Genie, setzt man oft auch die Vernunft dem Geschmacke entgegen, und weiß sich viel, wie diese immerzu dem Verfall jenes beigetragen habe. Eine ebenso falsche und verworrene Meinung.

Ist der Geschmack nichts anders als Ordnung, als Fertigkeit der Kräfte zur Schönheit, so schnell er auch wirke und empfunden werde, so kann er immer nur durch Vernunft, durch Beurtheilung und Ueberlegung wirken, durch die allein Ordnung wird. Selbst die Bienenzelle (wenn das Genie mit dem Instincte der Thiere, die vielleicht im Grunde eins sind, verglichen werden darf), selbst sie braucht den trefflichsten Bienenverstand zur Vollendung, und je edler ein Genie ist, in je würdigerer Sphäre es strebt, und je würdiger es sein Streben vollendet, desto mehr muß es treffende umfassende Vernunft zeigen im schnellsten Flammenstrome der Thätigkeit und der Empfindung. Der Schöpfer, der alles übersah und gut fand, genoß, geistig zu reden, den Augenblick der höchsten Vernunft, und sinnlich zu reden, den Augenblick des entzückendsten Geschmacks.

Als sich das griechische Trauerspiel von Thespis Karre zu Aeschylus und des großen Sophokles Geschmack emporhob, was war's, das es so fortrückte? Genie mit Vernunft, Ueberlegung mit fühlenden Kräften begleitet, kurz, Geschmack war's, was ihm Geschmack anschuf. Dieß Rohe, Feierliche, Leere, Kalte ließ man hinweg; jenes Wirksame, Handlungsvolle bog man auseinander; Einheit und Mannichfaltigkeit paarten

sich; da ward Geschmack, Schönheit! Als Euripides sich nachher, wenn auch mit den schönsten Sokratischen Reden von diesem festen Ziele der Ueberlegung des Einen, der Handlung, wegwandte, so zeigt Aristoteles daß die Bühne mit allen diesen Sokratischen Reden nicht gewonnen habe. Was war's also, daß die Kunst der Griechen schuf? Genie= und thatvolle Ueberlegung. Der alte ägyptische Styl war da, hart, trocken, leer von Stellung und Handlung; man dachte, man fühlte, man schuf dem Marmor seine schöne Ründe, Wohllaut, Handlung an; und der Geschmack der griechischen Kunst ward. So entstand Homer aus vielen Märchen, aus Schlacken und Troja=Dichtern vor ihm, so entstand die Redekunst mitten im Kampfe und Vernunftgebrauche bürgerlicher Geschäfte, so die übrigen Dichtarten aus Homer. Die Besitzerin der himmlischen Rathschläge, die Ueberlegung, leitete die Griechen bei jedem Schritte; darum kamen sie auch auf ihrem einfältigen Wege so hoch. Je mehr man sich gegentheils davon entfernte, desto mehr sank die Kunst, die Wissenschaft und alles. Verstand ist die Seele, Genie gleichsam der Körper, und die Erscheinung beider in einander heißt guter Geschmack. Wie sollen sich die nun einander widerstreiten?

Soll also die Vernunft den falschen Geschmack befördert haben, so will man vielmehr Unvernunft, Klügelei, Sophisterei sagen. Entweder daß man sich vor lauter lieber Vernunft der sinnlichen Gegenstände entwöhnte, und das thut unsere wahre Vernunft nie: denn über Sternen zu schweben ist uns nicht gegeben. Oder will man sagen daß man auch über sinnliche Gegenstände die Vernunft falsch verwendet, daß man gegrübelt habe wo man empfinden, Merkmale getrennt wo man sie verbinden, Regeln gegeben, wo man hätte handeln sollen. Und dann war das wiederum keine ächte Vernunft, deren erstes Geschäft es ist zu wissen wohin sie gehöre, und weg oder fern zu bleiben wozu sie nicht tauget. Und keinem Vorwande konnten durch sie falscher Geschmack entstehen.

Das ist so wahr, daß selbst Productionen des falschen Geschmacks in der Folge nicht umhin konnten aufs neue die Vernunft zu bilden, und sich an ihr selbst zu zerstören. Mochte immer im Anfange des Taumels die Vernunft bezaubert und verführt scheinen; sobald der in den Täuschungsgärten ermattete Geschmack sich im Spiegel der Wahrheit sah, ermannte er sich, und die unglücklichen Fälle selbst waren ihm itzt Regeln der Weisheit. So heilig und rein ist dieser edle Strahl, daß er, wie die Sonne, zwar umwölkt und zurückgeschlagen, nicht aber in seiner Natur verändert und in Finsterniß verwandelt werden kann. Wohin er wirkt, brennt er und wirft sein Bild ab.

Eben durch den Geschmack haben also die Griechen an Vernunft und durch ihre leichte Vernunft an Geschmack gewonnen. Was für eine Welt von Veranlassungen bietet der Geschmack einer prüfenden Vernunft zur Uebung dar! Und alles schwebet ihr hier sinnlich vor, Mittel und Zwecke. Das Urtheil aus solchen Erschei-

nungen trifft schnell, wie der Blitz, und wirkt eben so schnell weiter. In Werken der Art wird mit Feuer gearbeitet, mit Liebhaberei geurtheilt und empfunden; selbst dieß Urtheil und diese Empfindung war bei den Griechen Wettlauf. Wo noch alles Genie, d.i. rohe Kraft und ein Sturm der Handlung ist, da hat die Philosophie noch keine Stätte; wo ein Volk erwacht und sich aus dem mächtigen Träume sinnlicher Kräfte sammelt, da wird Geschmack: und er, in seinem schnellen richtigen Urtheile, wird ein Vorläufer der Ueberlegung selbst über die unsinnlichsten Begriffe.

Nur muß man auch hier der Vernunft keine falschen Vorrechte geben, womit man alles verdürbe. Sie, ohne sinnliche Werkzeuge und Triebe, ist eine müßige Zuschauerin; und sind ihr diese entgegen, so entstehen Zwistfälle, bei denen der Geschmack nie zur Reife kommt. Ihre Einwirkung wird sodann verdunkelt, getäuscht und überwogen; sie ruft vergeblich: Man muß also das Verderben des Geschmacks anderswo suchen als bei ihr.

III. Man sucht's in den sinnlichen Kräften, und will daß bald Frömmigkeit den Wohlgeschmack, bald Verfall am Geschmack die Gottlosigkeit nach sich ziehen müsse. Mit welchem Rechte?

1) Geschmack und Tugend ist nicht einerlei. Jener ist nur Ordnung und Gleichmaß gewisser sinnlicher Kräfte zu oder in einem Kunstwerke; diese soll Ordnung und Gleichmaß seyn in allen unseren Kräften zum großen Werke unseres Lebens – ein großer Unterschied! Das Kunstwerk kann so eingeschränkt, die Kräfte der Seele darauf so eingeschränkt seyn, als der Instinct der Biene auf die Zelle; die meisten höheren und thätigen Kräfte bleiben also ungerregelt und todt. Das Kunstwerk kann den Menschen an sich ziehen, daß eben diese Leidenschaft die anderen Kräfte und Neigungen aus der Fassung bringt; und so wird die Wuth des Geschmacks, wie jede andere Wuth, für die Moralität ein Fallstrick. Gewisse Werke können endlich wirklich eine Leidenschaft fordern, die denn künstlich = , aber nicht moralisch gut ist. Sie wollen Sturm, nicht Sonnenklarheit. Brutus war kein Cicero, und Sokrates kein Perikles, kein Demosthenes. Die Staaten, in denen der beste Geschmack blühte, waren nicht eben die tugendhaftesten, und Athen mit alle seinem Geschmacke war selbst an Bügertugend kein Lacedämon.

Freilich kann der Dichter, der Maler, der Bildhauer, der Tonkünstler von seinem Kunstgeschmacke Anlaß, Erinnerung, Gestalt und Modell nehmen, seine ganze Seele, sein ganzes Leben zu einem gleichen Geschmacke zu bilden: und das wäre freilich Tugend. Er kann's: ob er's aber auch wolle? ob er's auch bis zu That, bist zur Fertigkeit und täglichen Gewohnheit wolle? welche eine große Frage? Aus einem Infinitesimaltheilchen soll ein Berg des Unendlichen entspringen, durch Nichts! auf einmal!

2) Aber das ist unläugbar daß, wo die Sitten bis auf den höchsten Grad verdorben sind, auch der Geschmack verdorben seyn müsse, und das sehr natürlich. Geschmack ist nur ein Phänomen der Vernunft, die im Genie durch sinnliche und begehrende Kräfte wirkt. Nagt nun an diesen allen der Wurm von innen, so ist auch ihre äußere Erscheinung schändlich und häßlich, und das heißt schlechter Geschmack im weitesten Verstande. Wo Ueppigkeit, Schande, Schwäche, Knechtschaft, Lüsternheit herrschen, da hat keine Kraft der Seele mehr edle Zwecke oder edle Mittel. Man setzt abscheuliche Gottheiten auf den Altar, denen man auch abscheulich opfert. Die Ordnung der Kräfte wird zerrüttet, die Kräfte selbst nehmen ab, weil man sie entweder gar nicht oder verstimmt und unwürdig brauchet. Geschmack sollte das Bild und Kleid der Tugend seyn; wo sie gar nicht ist, da ist auch ihr Bild und Kleid nicht mehr kenntlich.

Sofern ist's also gewiß daß Geschmack die guten Sitten mit erhält, aber nicht als gute Sitten, sondern als einen schönen Anstand, als Wohlordnung. Und gute Sitten in gewissem Grade befördern den Geschmack, sofern sie ihm Materie, Beispiel, Triebfedern zu wirken reichen. Fällt die schöne Hülle sogar weg, so ist alles verloren. Der Geschmack war das Organ einer gemeinschaftlichen Convenienz über Begriffe der Wohlordnung, und also doch wenigstens eine scheinbare Larve.

*

Mit allen diesen Begriffen kommt man also nicht weit, und es muß nicht durch Speculation nach solcher oder einer andern Hypothese, sondern aus der Geschichte untersucht werden wie sich Geschmack, ein Phänomen von Kräften des Genie's, des Verstandes und sittlicher Triebe, je auf die Irrbahn lenken konnte? In jedem Zeitalter muß dies so eigen untersucht werden als ob es gar keinen andern Geschmack als diesen gegeben habe. Und wie kann man sicherer und tiefer gehen, als wenn man sich in jedem Zeitpunkte simpel fragt: Woher entstand der gute Geschmack hier? Warum dauerte er so lange? Als dann wird man gleich sehen daß er mit den Veranlassungen seiner guten Natur zugleich mit verfiel, indem nun andere Zeitumstände kamen das schöne Phänomen zu zerstören. Auf diesem Wege wird's auch offenbar warum er in aller Geschichte so selten gewesen? Warum er nie an einem Orte in der Gestalt wiedergekommen sey in der er vorher gewesen u.s.f. Endlich gibt dieser Weg der Betrachtung auch die reichste und tiefste Anwendung. Wir versuchen ihn also.

* * *

II.

Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet.

I. Wenn wir nach den Ursachen forschen, aus denen sich der Geschmack unter den Griechen erzeugt, und zu solcher Höhe erhoben hat: so sind wir auf dem Wege die Geschichte des verfallenden Geschmacks zu ersehen. Jene Veranlassungen wirkten, wie alles unter dem Monde, nicht ewig: es traten andere schädliche an ihre Stelle, und der Geschmack sank. Er sank selbst bei dem Volke, bei dem er am meisten Natur war.

1) Homer entstand im schönen griechischen Ionien in einem Zeitalter, da er die ersten Schritte zu einer feineren Bildung sah, und von den starken Sitten der früheren Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen, und nahmen, in einer Zeit, wo Schrift und Prose noch nicht erfunden war, von selbst eine dichterische Gestalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war ihnen ein Nationalgegenstand, wie es ihnen einst der Zug der Argonauten gewesen war; nun war dieser Gegenstand ihnen heller, näher und stärker. In ihm lagen die Keime abgesonderter Helden- und Freiheitsstaaten in jenen großen Bildern ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter hatten ihn gesungen. Homer sang ihn auch auf eine eben so natürliche, und dazu seinem Zeitalter die angenehmste und mildeste Weise. Die griechische Sprache trieb damals in asiatischer Himmelsluft Blüten; die Mythologie formte sich zu einer schönen, menschlichen Gestalt; die Leidenschaften der Menschen wirkten freier, ihre Seele war offen; Homer sang wie er sie sah und hörte, und seine Gesänge blieben im Ohr und Munde der Nachwelt. Lykurg sammelte sie endlich, da eben das Zeitalter der griechischen Bürgercultur anbrach, und so wurden sie mit der Zeit ein Codex der Sitten, der Gesetze, ja der ganzen Geschmackslehre in den Städten: Homer war der Vater des griechischen Geschmacks auf die natürlichste Weise. Eine Reihe schicklicher Veranlassungen bildete ihn, und Griechenland ward für ihn gebildet.

2) Eben so natürlich entstand das griechische Drama in aller Blüthe seines Geschmacks. Aus Heldenfabeln und Spielen, aus Musik, Zeitvertreib und Gottesdienst (alles auf griechische Art gefühlt, gemischt und behandelt) stieg jene Bühne hervor, auf der Aeschylus, Sophokles und Euripides ihre Wunder wirkten. Alle Bestandtheile, die Aristoteles aufzählt: Handlung, Sitten, Meinungen, Musik, Sprache, Verzierung, lagen im Keime der Entstehung des griechischen Drama, und waren kein Schulgeheimniß. Das Wesen des Gedichts, die Vorstellung einer Handlung, war zugleich Probestein des Ganzen, und was dahin nicht wirkte, war Fehler. Jeder edle Mann von griechischer Bildung war, wie man aus den Wettstreiten siehet, darüber Richter, und auch dem In-

halte und der Wirkung nach war die griechische Bühne eine lebendige Angelegenheit eines solchen Publicums, wie Athen war. Die ganze Dramaturgie des Aristoteles ist gleichsam dem Munde eines Volkes entnommen, so wie in den nordischen Gerichten erwählte Schiedsrichter der Gemeine, jedesmal nach der Natur der Sache, über sie erkannten. Kurz, das griechische Drama war eine Naturblume der Zeit, aus Veranlassung des damals lebendigen Geschmacks hervorgewachsen, wie Jahrhunderte vorher die Märchen und Rhapsodien der Aoiden. Sophokles entstand wie Homer, und Pindar wie alle beide.

3) Die griechische Redekunst nicht anders. Sie war in den Republiken eine öffentliche Anstalt und Triebfeder: Gemeingesit, öffentliche Rathschlagung über Geschäfte des Staats, kurz die Verfassung der griechischen Republiken war ihr Element; da gab es denn eben sowohl zu öffentlichen Vorträgen, als zu Geschäften geborne Männer; die damalige Philosophie, Erziehung und Uebung ging ebenfalls dahin, aufs Leben der Republik, nämlich auf Sinnesart und Thätigkeit des Bürgers. Die griechische Sprache war in ihrer schönsten lebendigen Form: alle äußeren Anstalten trieben zu eben diesem Zweck; sie weckten, sie bildeten und belebten. Da gab's also Perikles, Alcibiades und einen Demosthenes, noch ehe die Flamme verlöschte. Naturgeist einer griechischen Republik oder Lehre wehete in den Reden griechischer Redner.

4) Die Kunst endlich, die das weiteste Feld von Veranlassungen hatte, ging eben die Bahn. Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgestalt, für leichte Handlung, Lust und Freude, ihre Mythologie und Gottesdienst, die Liebe zur Freiheit, die ihre tapferen Männer und edlen Jünglinge belohnte, und mehrere Ursachen, die Winckelmann vortrefflich entwickelt hat, schufen ihre Kunst zur Blume der Schönheit; sie war eine lebendige, veredelte griechische Natur, wie alle vorigen Producte.

Was folgt aus dem allen? Ein sehr einfacher Satz, den man sich immer gar zu gern als künstlich und vielfach denkt: nämlich, der gute Geschmack war bei den Griechen in ihren schönsten Zeiten eine so natürliche Hervorbringung, als sie selbst, als ihre Stammes- und Lebensart, als ihre Situation und Verfassung waren. Er existirte, wie alles, zu seiner Zeit und an seinem Orte, zwanglos aus den simpelsten Veranlassungen durch Zeitmittel, zu Zeitzwecken; und da diese schöne Zeitverbindung aus einander ging, schwand auch das Resultat derselben, der griechische Geschmack.

a) Hätte jemand der Griechen Homer seyn wollen, unter Umständen da kein Homer seyn konnte, gewiß ist's daß er nur ein falscher Homer geworden wäre. Appolonius unter den Ptolemäern ist davon Zeuge. Er trat ins Schiff der Argonauten; wie kam er dahin? weshalb bestieg

er's? konnte und wollte ihm jemand nachsteigen? Sein Zeitalter lieferte ihm dazu weder Sitten noch Sprache, weder Inhalt, noch Ohr, noch Zweck, noch Empfindung: er ward also ein todter Nachahmer, er sang außer seinem Elemente. Hätten die Griechen früher so angestrebt und gesungen, was ihnen zu singen nicht gebührte, so hätte auch der gute Geschmack so lange nicht geblühet. Ihr guter Genius bewahrte sie aber vor dieser Bahn des unnützen, kraftlosen Neides. Sie sangen, worüber sie Herren waren, die Dichtkunst rückte mit dem Zeitalter weiter; sie folgten Homer, indem sie sich von ihm entfernten.

b) Sobald die Zeit entwich, da die Triebfedern des guten dramatischen Geschmacks zusammengewirkt hatten, sank dieser mit ihnen. Die Gegenstände der Bühne aus dem Kreise der griechischen Fabel, den sie den Cyklus nannten, waren erschöpft: man wählte schlechtere oder behandelte die vorigen neu, das ist, schlechter. Der erste glückliche Blick war von den Meistern des Dramas geschehen: die Muster standen da, und verschatteten den Nachfolgern die Sonne. Man ahmte nach, statt frei zu behandeln, und eine zwischen Freiheit und Knechtschaft getheilte Seele wirkt nie ganz oder edel. Da der Geschmack nur im ganzen freiwirkenden Genie lebet, so wich man natürlich um so mehr von ihm ab, je mehr man ihm in Regeln und Vorurtheilen auf eine todte Weise nachstrebte. Auch die Umstände des Volks hatten sich geändert. Was voraus Angelegenheit des Publicums gewesen war, ward Spiel einer unmäßigen Liebhaberei. Man ließ Tage hinab mit Schauspielern wetteifern, da dann durch die Menge der Speisen der Gaum gewiß den Geschmack verlor und schon der unersättliche Hunger von Krankheit zeugte. Wie sich der Thaten= und Freiheitsgeist des Volks verlor, hatte die Bühne ihr Element verloren; der gute Geschmack lebte also in alten Resten, und war zu neuen Hervorbringungen todt, wie man bereits die Keime zu diesem Verfall in Aristoteles Poetik selbst siehet.

c) Mit der Redekunst ging's eben also. Als die Freiheit der Griechen sank, war auch ihr Feuer dahin; in Demosthenes war es, wie in der letzten Noth, eine auflodernde Flamme gewesen. Die Redekunst kroch in Schulen, oder in enge Gerichtsschranken, sie krümmte sich im Staube und verstummte. Das hat Longin schon simpel und stark gezeiget.

d) Die Kunst, die ein großer Feld von Veranlassungen, zu dem einen sehr sinnlichen, anschaubaren und beinahe mechanischen Cirkel hatte, konnte sich länger, und auch im Vorhofe der Monarchie, noch erhalten, solange sie entweder keine Sklavin war, oder unter einem guten Joch diente. Der gute Geschmack in ihr war gleichsam fixirt, und da bei ihr alles auf Uebung und Nachahmung beruhet, so konnte ihr diese nicht schaden, sondern erhielt sie. Viel Anwendung der Kunst, z.B. zur Verehrung der Gottheiten und idealischen Bildsäulen blieb, und die Achtung der Künstler gewann an liebhaberischen Höfen, so wie auch Sieg und Reichthum ihr mehr Materialien schaffte. Die Kunst also, zusammt der Komödie, dauerten über das Zeitalter der griechi-

schen Freiheit und Staatswirksamkeit hinaus, nur aber, wie man offenbar sieht, aus Samenkörnern voriger Zeiten. Wären diese nicht längst voraus gepflanzt und gepflegt worden, so hätten sie jetzt diese Gestalt nicht gewonnen. Auch die Kunst hatte ihre schönste Zeit gehabt, da sie am meisten Nationalblüthe und lebendige griechische Natur war, in den Zeiten des Wohlgeschmacks, des Ruhms, der politischen Wirksamkeit und Freiheit, zwischen dem persischen und peloponnesischen Kriege. Später brannte sie nur ruckweise und aus vorigen Funken. So ging's mit dem griechischen Geschmacke bis auf seine kleinsten Productionen.

Das Zeitalter Alexanders also, so blühend es für die Gegenwart schien, so tief untergrub's den griechischen Geschmack in seinen ersten Quellen. Sobald der republikanische Gemeingeist der Griechen, ihre leichte Art mit Lust und Freude zu wirken, hin war; was sollte nun blühen? Dichtkunst, wo keine Sitten und Leidenschaften für die offene Muse mehr waren? Oder Redekunst des thatvollen, muthigen Herzens, wo keine Selbstwirksamkeit, keine politische Freiheit mehr war? Selbst die Geschichte gerieth in Fesseln, und Alexander hat für seine Thaten keinen Xenophon oder Thucydides gefunden, weil zu beiden es gehörte daß kein Alexander da seyn mußte. Die Kunst blühete hie und da, und dann und wann an Höfen; diese waren aber Treibhäuser und nicht mehr Gärten der Natur. Die Komödie verfeinte sich mit Menander, eben weil sie sich jetzt an feinem Spiele begnügen konnte. An Ptolemäus Hofe gab's ein Siebengestirn von Dichtern, die aber auch der Größe nach ein Siebengestirn waren. Der einige Theokrit, der sich ins Schäferleben, von welchem immer Reste aller Unschuld und Wahrheit überbleiben, zurück verirrte, fand einigermaßen eine wahre Sphäre, den andern fehlte es offenbar an Inhalt, Muße, und an freiem, lebendigem Raume zu wirken. Die Dichtkunst wartete im Vorgemach auf, sie schnitzelte Becher und Blumen, wenn sie nur gefallen konnte, oder suchte durch Kunst, durch Zwang, durch Schmeichelei und Gelehrsamkeit ihren Mangel zu ersetzen, das ist, alles zu verderben. Selbst die griechische Sprache verfiel, da sie in andere Länder wanderte; und die Länder, wohin sie wandern mußte, waren leider Asien und Aegypten, in denen so viel Schwärmerie, so manches süße Gift keimte. Bis ins Herz von Persien und Indien waren Griechen verstreuet. Geistige, überspannte Ideen der Perserphilosophie und des neuen Helenismus gährten also vom Kaukasus bis nach Lybien zusammen; der griechische Geschmack verlor sein Anschauliches, seine schöne Sinnlichkeit und Reihheit; ja, er wäre ein Ungeheuer geworden, wenn er nicht bald durch etwas anders verdrängt wäre. Der naturvolle Charakter der Griechen war aber nicht bestimmt bis zum Ungeheuer erniedrigt zu werden, er erhielt sich auch in seinem Verfall, noch Spuren voriger Schönheit. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Griechen eine Anlage zum guten Geschmack von Natur; Leichtigkeit und eine feine Organisation, insonderheit Lust und Freude bewahren sie vor der Unnatur, der Pest des guten Geschmackes. Man sieht aus allen Nachrichten daß nur der Genius einer schönen Zeit, die

vielleicht nur Einmal in der Welt gewesen, von ihnen gewichen ist, und mit dem glücklichen Zusammentreffen von Umständen schwerlich je wiederkommen dürfte. Kurz, der griechische Geschmack war die schöne Nationalblume ihrer freien Wirksamkeit, ihres schönheit-trunkenen Genie's, ihres hellen, treffenden Verstandes; als der schöne Blume Boden, Saft, Nahrung, Aether fehlte, und verspestete Winde wehten, starb sie.

II. Die Römer drängten sich hart auf die Griechen; der Geschmack ist ihnen aber nie geworden, was er den Griechen war, weder Nationalsache, noch Element der Bildung. Man weiß wie lange sie sich ohne Geschmack behelfen, ja ohne ihn groß und mächtig wurden, sogar daß sich die alten, wahren Römer der Einführung des Geschmacks, als einer fremden, schädlichen Pflanze, widersetzen; die Griechen hatten sich wie unter dem Gesange Amphions und Homers gebildet. Den Römern sind also auch die Productionen des Geschmacks, die bei den Griechen Grundlage zu allem waren, Kunst und Dichtkunst, nie wirksame Triebfedern geworden; die Dichtkunst entstand nur spät, d.i. sie ward aus griechischem Samen in den Garten eines Kaisers verpflanzt, wo sie als eine schöne müßige Blume stand und blühte. Die Bühne (nach Aristoteles der Mittelpunkt wirksamer Dichtkunst) hat bei den Römern nie ächte Wirkung gehabt; die Kunst eben so wenig; ihre besten Dichter waren Versificatoren, d.i. Philosophen, Redner oder gar Schmeichler in Versen. Gleich hinter der schönsten Dichterperiode konnte, so bald sich zwei Augen schlossen, auf Einmal der falsche Geschmack einbrechen, welches, wenn Dichtkunst, Kunst und guter Geschmack ein Nationalmedium der römischen Denkart gewesen wäre, nie hätte seyn können. Daß aber der Geist eines Horaz und Virgils mit nichten Geschmack des Publicums gewesen, dieß zeigt des Horaz Brief von der Dichtkunst mit seiner ganzen Seele. Trotz aller Schmeicheleien der Dichter konnte August sein goldenes Rom nicht Einen Augenblick zum Athen, in Absicht auf Geschmack und schöne Fühlung, schaffen. – –

Redekunst und Geschichte waren die Nationalproducte des römischen Geistes, an denen sich ihr Geschmack bilden konnte, und an denen er sich auch tüchtig und stark den Griechen nachgebildet hat. Die ältesten Namen derer, die ihre Sprache übten, waren Geschichtsschreiber; selbst Ennius schlug dahin, und die alten Tragiker gaben mehr Geschichte zur Anschauung als Gedicht. Cato kam bald und gab einen starken Druck auf Bürgerredkunst und Geschichte, bis Livius, Cicero, Sallust, Cäsar den Geschmack, der etwa Römergeist heißen könnte, gleichsam feststellten. Die Dichtkunst blühte bei erster Muße des Staats jenen Früchten nach, und hat allerdings viel zur Bildung der Sprache und Philosophie der Römer beigetragen; nur aber als ein fremdes Gewächs, das eben nicht tief aus römischem Boden sproßte, noch auch dahin einwirkte. Der Geschmack der Römer war Geschichte oder ernste gesetzgebende Beredsamkeit, kurz

That; so wie er bei den Griechen jene leichte Wirksamkeit gewesen war, die allem eine schöne Sinnlichkeit und einen süßen Wohlklang anschuf.

So lange also in Rom Veranlassungen waren den ächten Thaten=, Red= und Geschichtsgeist zu wecken, so wuchs auch der feste römische Geschmack. Die ersten Redner waren einfache, verehrte Obrigkeiten, Oberpriester, Feldherren, Censoren; ihre Beredsamkeit war aus dem Herzen, ihr Wort war That und Muth. Die ersten Geschichtsschreiber Roms waren Chronikschreiber voll Stadt= und Bürger= und Familiengefühls, voll That und Wahrheit. Väterliche Majestät und das Gedächtniß der Vorfahren belebten alles. Aus dem Geiste ist Rom erwachsen; in dem Geiste konnten die Gracchen wüthen, Cato donnern, Antonius fortreißen, bis Cicero sich endlich mit allem Wohlklange der Griechen schmückte. Thatvolle Rede war war das Steuer das ihr ruderndes Schiff lenkte, und Geschichte das weisheitsvolle Reisebuch darnach es gelenkt ward. Die Scipionen, Catonen, Sulla, Crassus, Lucullus, Brutus, Antonius, Pompejus, Cäsar waren Redner, Geschichtsschreiber oder Freunde derselben; es war Geist des alten Roms.

Da dieser Geist wich und das republicanische Rom unter das Joch der Monarchie kam, so hoch auch die Blumen und Kränze dieses Jochs gepriesen wurden, so wenig konnte doch ein zierlicher August und ein spielender Mäcenat mit allen ihren Geschenken das ersetzen woraus Römergeist geworden war; das siehet man sogleich nach Augusts Tode. Ein argwönischer neidischer Fuchs, ein Ungeheuer über das andere waren nun schöne Auguste; und die Geschichte hat's mit Blut und Thränen geschrieben, wozu jener ächte Geschmack, der Sohn des alten Römergeistes, nun ward. Er war als Rebell und Verräther angesehen; ein Tyrann strafte den mit dem Leben der ihm im äolischen Dialekte antwortete; der andere will den Homer verbannen; der dritte neuen Wörtern und Buchstaben das Bürgerrecht geben; der vierte dringt gereimte Verse und eine erbärmliche, aber mit eigener Hand verfertigte Geschichte als Muster auf; das war jetzt statt Römergeistes und Römergeschmacks. Alles versinkt in Sklavenfurcht vor Lieblingen und Tyrannen; die wahre Geschichte schweigt und muß schweigen; wo irgend ein besseres Genie aufblickt, wenn es sich nicht wie Persius in ein unverständliches Dunkel hüllen will, muß es seinen bessern Geschmack und die Wahrheit mit dem Leben büßen. O ihr Mörder der menschlichen Freiheit, Unterdrücker der Gesetze des Staats und der Rechte eurer Mitbürger, an welchen Gräueln der Nachwelt seyd ihr schuldig! Wenn nun auch ein August mit Ruhe, Geschmack und Milde zu regieren denkt, aber Tiberen, Galigula's, Claudius und Neronen in seinem Geschlechte Platz macht, welche Folge von Unthaten und unwiederbringlichen Räubereien ruhet auf ihm!

Wo war nun die alte Römererziehung? jene ehrwürdigen Bilder der Vorfahren? die Freiheit selbst den Censor und Dictator zu stra-

fen? Das Leben in Geschäften, die Bildung für die Republik, Ehre und Werth im Wohl des Vaterlandes, die Macht darüber reden, rathschlagen, überreden, handeln zu dürfen – wo war das alles itzt? In Ueppigkeit und Schande, in Furcht und Elend war alles versunken, in Beredsamkeit staubigen Pedanten, die Erziehung der Sklaven, die Geschichte den Schmeichlern, das Wohl aller dem Wink des Tyrannen und der Raserei seines Lieblings überlassen. – Das vortreffliche Gespräch über den Verfall der Römischen Beredsamkeit spricht hier, statt meiner, als Richter und Zeuge.

Man denke nicht daß dies Zeitalter kein Gefühl seiner Krankheit gehabt habe, wie man ihm oft vorzubuchstabiren pflegte. Eben das genannte Gespräch über den Verfall der Beredsamkeit, deßgleichen Quintilian u.a. entdecken die Quellen dieses Verfalls mit bitterer Empfindung. Wer hat mehr und stärkere Quellen vom einreißenden üblen Geschmacke als Petronius? Plinius sagt treuherzig daß die natürlichsten Stellen seiner Rede, die ihm die wenigste Mühe gekostet hätten, auch die wirksamsten gewesen seyen. Selbst in Seneca sind Klagen über den Verfall des Geschmacks häufig, und Persius, Martial. Juvenal machen ja eben das zum Gegenstande ihrer empfindlichen Geißel, was ihnen doch oft selbst anhängt. Wie anders ist´s aber, ein Uebel bemerken und es ausrotten; die Pest fühlen und ein ganzes Land von der Pest heilen.

Noch weniger glaube man, es habe den Leuten von Geschmack (wie man das Wort in einem schwatzenden Zeitalter nimmt) damals an Speise und Trank, an Dach und Fach gefehlet. Tiber hielt sich ja seine Akademie von Grammatikern, denen er´s einst an einem Morgen antrug, eine Barbarei seines Mundes in ihre Schriften aufzunehmen, und also viel gnädiges Zutrauen zu seiner Akademie hegte. Claudius schrieb Bücher, eine Schutzschrift für den Cicero sogar, und hieß also gewiß ein Herr von Geschmack. Er sprach in Versen, erfand Buchstaben, erweiterte das Museum zu Alexandrien; er hieß also gewiß ein großer Beförderer der Wissenschaften. Nero raubte aus Griechenland alles Schöne das er wegbringen konnte; er war also ein großer Liebhaber des Schönen und bereicherte Rom mit den schönsten Denkmalen der Kunst. Der sparsame Vespasian gab den griechischen und lateinischen Rhetoren Pensionen. Domitian ehrte den Quintilian, daß er sogar die Gnade hatte ihm die Erziehung seiner Prinzen anzuvertrauen. Trajan schrieb an den Plinius wie Freund an Freund, und ließ jungen Leuten von Hoffnung nach ihrem Tode Statuen setzen. Der bereisete Hadrian war Kenner, Dichter, Gelehrter, Künstler; an seinem Hofe gab´s Atellanische Spiele, Komödien, Rhetoren, Poeten, Geometer, Philosophen, denen er nach ihrem Tode selbst Grabschriften schrieb u.s.f. – Ferne daß wir ein einziges Goldstäubchen verunglimpfen wollten, daß je vom Throne in die Harfe eines Dichters, auf die Schrift Eines Weisen gestreuet worden; das Körnchen Goldstaub macht aber nicht alles; vielmehr kann´s die Harfe stumm machen und der Schrift Farbe, Leben und Kraft nehmen. Nichts in der Welt

kann ohne Anlässe und Triebe, ohne Wahrheit und rufendes Bedürfniß werden was es werden soll; am wenigsten die edelste Gottesgabe, Geschmack und Genie. Nehmet diesen Baum aus seinem Klima und Erdboden, aus seiner freien, hohen, milden Luft, und pflanzt ihn in die enge Luft des Treibhauses, so fängt er doch unvermerkt zu kränkeln an, und ehe man glaubt, ist er dahin. Füttert dieß kostbare, fremde Vieh außer seinem Elemente ganz umsonst in öffentlichen Gebäuden, es stirbt, trotz Speise und Trank, oder wird fett und abgeartet. Es pflanzt sich gar nicht oder äußerst mühselig fort, und ist langen, lebendigen Todes vermoordert. So war 's mit dem römischen Geschmacke, da auch er gefüttert werden mußte.

Traurig ist die Bemerkung, aber wahr, daß, sobald der Geschmack sein lebendiges Element verloren hat, ihn auch einzelne Regeln und gute Bemühungen nicht herstellen können. Quintilian predigte umsonst; Plinius und Tacitus, in der kleinen besseren Zwischenzeit auf die sie trafen, blieben immer noch sehr fern von der alten Kraft und Einfalt. Die Ursachen davon ergeben sich aus ihren Werken. In einer eigen angelegten Lobrede, wenn es auch auf einen Trajan wäre, kann sich sowenig Römerberedsamkeit zeigen als in Briefen die man fürs Publicum schreibt, und sammelt, der ächte Briefgeist, gleichsam der **Spiritus familiaris** unseres Lebens athmen kann. Des Tacitus tiefsinnige, überladene Kürze ist offenbar nur zur Bedeckung seiner und seines Zeitalters Mängel. Wäre die Geschichte noch eine so offene, gemeine, republicanische Sache gewesen, als sie zu Sallust und Livius Zeiten war, so würde er gewiß nicht so raffinirt haben. In einer Republik, in der jeder am Ganzen theilnahm und keiner solche Winkelzüge kannte, wäre er mit seinem Roman tiefer Bosheit= und Staatsgeheimnisse verachtet oder verlacht worden; er hätte ihn aber auch nicht geschrieben. Jetzt aber, da er alles aus fernen Zeiten der Tyrannei, der List, des Ohrenblasens herholte, nahm auch seine Geschichte unvermuthet die Gestalt der Zeiten an die sie beschreibt. Sie flieht die offene Einfalt und liebt das Zulispeln des Harpokrates, mit dem Finger auf dem Munde, d.i. einen vieldeutigen, verborgenen und zusammengesetzten Charakter. Tacitus schreibt über schwarze, argwöhnische Zeiten auch argwöhnisch, schwarz und mit philosophischer Galle. Der liebe Quintilian schrieb seine Institutionen für seinen eigenen Sohn aus Herzensgrunde; er konnte aber nicht ohne Wind segeln, er war Declamator und Sachenföhrer statt eines Römers und Redners. Seneca wollte sein Zeitalter übertreffen, und übertraf 's in spitzfindigem Scharfsinne und süßen Fehlern. Sein Weiser und freiwilliger Armer wohnte in Palästen, seine Moral flog in Lüften, denn sie hatte auf der Erde keinen bestimmten Raum zu wirken. So war 's mit den Productionen die noch näher am Zeitgeiste hingen; die andern die jenen als Zierrath folgten, konnten noch leichter des Weges verfehlen. Wie Seneca, der Tragiker, die Windsucht hat, weil er nämlich auf keiner Bühne eigentlich wirken konnte was Sophokles in Athen gewirkt hatte, so hat Lucans Muse die Wassersucht, weil seine Zeit wohl keine Heldenzeit war. Juvenals Satyr ward ein starker Waldfaun mit blutiger Geißel, weil

der kleine, leichte Satyr des Horaz jetzt nichts mehr taugte. Persius, voller Genie, ward mit seiner Satire was Tacitus mit seiner Geschichte damals geworden wäre, und Silius betete Virgils Statue an, ohne seinen Dämon aus ihr zu erobern. Martial endlich pflückte unten am Parnaß, wenn auch in Morästen und Schandpfuhlen, Blumen – das beste und leichteste das er für sein witziges, üppiges Zeitalter thun konnte: denn oben in den Sturm hinauf war´s zu weit, auch zu gefährlich. Ueber das alles läßt sich nichts sagen, als: Fluch auf die Tyrannen die mit den Kräften menschlicher Thätigkeit auch jeden edeln Schwung des menschlichen Geistes fesseln.

So schleppte sich die Zeit hinunter bis die Barbaren andrangen und sich allmählich schon Sprachen, Sitten und Denkart mischten. Im großen römischen Reiche waren überall fremde Kriegsvölker: die Provinzen drängten sich mit Bürgerrecht und ohne Bürgerrecht und ohne Bürgergesinnung ins üppige Rom, ins erschöpfte, verlassene Italien: es war also eine Sprachenverwirrung. Die Kaiser liebten barbarische Tracht und barbarischen Geschmack; die römische Ueppigkeit hatte schon, der griechischen Einfalt müde, das Ungeheuer des ägyptischen Geschmacks lange geliebet; unter den dreißig Tyrannen goß sich auch aus Asien ein verdorbener Geschmack hinüber; es war also ein Taumelkelch von Sitten und Denkart, wie von Völkern im römischen Reiche. Die Griechen verstanden unter Commodus den Homer nicht mehr; und die lateinische Sprache neigte sich zur **Rustica Romana**; alles ging endlich in die große barbarische Fluth unter. Zufälligerweise trug von den Zeichen Hadrians und der Antonine an die christliche Religion auch ihren Theil zum allgemeinen Verfall bei; denn da die Muster des alten, ächten Geschmacks mit dem Systeme der Abgötterei verbunden waren, so mußten die Christen, wenn sie wider dieß stritten, auch jenen zu schaden oder zu entweichen scheinen. Mit Götzentempeln verödeten sie auch schöne Statuen, und das Gift der Abgötterei schien ihnen auch im Honig der Dichtkunst ein zu gefährliches Gift. Ihre Religion sollte die Welt zu einem höhern, unsinnlichen Systeme läutern; vorerst ging also auch vieles von der schönen Sinnlichkeit unter, bis endlich die barbarische Form alles füllte.

Der Verfall des römischen Geschmacks hat also ein simple Geschichte. Dieser war aus Griechenland her und in Rom lange ein Fremdling; er hielt sich so lange als es Boden und Luft und Wartung erlaubten; und während der Zeit nahm er eine harte, festere, die römische Gestalt an. Sturmwinde rissen bald, wie alles, so auch diese Pflanze aus der Erde, sie hielt eine Zeitlang am obern Rasen, unter zufällig guten Umständen, und in Sonderheiten an den Resten der wirklich großen Form Roms und ihrer vortrefflichen Sprache; aber nur noch mit weniger Kraft und Wirkung, Der römische Geschmack war nur die kurze Blüthenzeit gewesen da Rom sich in seinem Thatengeist zuerst mit sicherer Ruhe und Majestät fühlte; Parteiengeist, Ueppigkeit und Sklaverei vertilgten bald die schöne, dem

Staat minder wesentliche Blüthe. Wehe also uns, wenn der Wunsch unserer Grammatiker einträfe, die von keinen Mustern der Geschichte des Geschmacks als von den gewöhnlich figurirenden römischen Zeitaltern, dem goldenen, silbernen, ehernen u. dgl. wissen. Des völlig Zufälligen, das nie wieder kommen kann zu schweigen, weissen sie uns damit eine schleunige Verderbnis, Pestilenz und Tod auf den Rücken; das ihnen denn freilich nichts thäte, sobald man dabei nur Latein spräche.

III. Im neuern Europa ist man gewohnt Leo dem Zehnten und den Medicis die Wiederherstellung des guten Geschmacks zuzuschreiben, und nichts ist wahrer als dieß, wenn man dabei nur Genie und Geschmack unterscheidet. Die Genies, die die italienische Sprache in Dichtkunst und Prose gebildet hatten, hatten auf die Medici nicht gewartet; sie hatten in trübseligen Zeiten das Werk des Berufs gethan, und auch noch zu Leo's Zeiten wurde nicht Ariost, das große Genie, sondern die Lustigmacher und lateinischen Nachahmer belohnt. Da nun bekanntermaßen die Wiederhersteller der Wissenschaften und Künste, Lorenz von Medici, Politian, Bembo, Casa, selbst der große Michel Angelo, da Vinci u.s.w. allesamt Petrarchisten waren, so sieht man, die Wiederherstellung des guten Geschmacks hatte längst im verborgenen gearbeitet, ehe diese sogenannte goldene Zeit kam. Petrarca, Dante, Bocaz, Cimabue, Giotto hatten längst gewirkt; auch war in allen dunklen Zeiten das Schöne und die Kunst nicht so ganz weggewesen von der Erde, wie man oft wähnet, aber die Mischung der barbarischen Ideen hatte sich zu tief und zu weit verbreitet, als daß sie plötzlich verschwinden konnte. Der Strom des guten Geschmacks floß hinter einer so tiefen Vorburg unter der Erde, daß er erst nach vielen vergeblichen kleinen Ausbrüchen im ganzen vorstreben konnte, als es das Schicksal wollte. Und auf diesen Zeitpunkt, da Griechenland wieder nach Italien kam, trafen die Medici, und machten, von dem was in den dunklen Jahrhunderten gesäet war, Ernte.

Weiß man also was der Geschmack des Zeitalters war? woraus er sich bildete, neu bildete, wornach er strebte, so weiß man zugleich die Ursachen seines Verfalls. Die unvollkommene Genesis selbst schloß diese schon in sich.

Man fand die Alten wieder, reinigte und glättete nach ihrem Muster die Sprache, ahmte ihren Vortrag und ihre Kunst nach – eine schöne, beneidenswerte Periode! Nur das feine, scharfsinnige, unter vieler Leidenschaft noch stille, tiefe Genie der Italiener konnte seine Vorahnen und die Lehrer derselben also nachahmen! Wenn's aber nur Nachahmung war; wie lange konnte das dauern? Bis es nachgeahmt war und man nun nicht mehr nachahmen konnte oder wollte. Das Werkzeug war polirt, nun hing man es auf oder zerbrach's, oder ließ es rosten, um es aufs neue poliren zu können;

- das ist, dünkt mich, die Geschichte des italienischen Geschmacks.

Bei den Griechen war der Geschmack Natur gewesen, ein Bedürfnis, eine Angelegenheit, wozu sie zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen alles einlud; bei den Römern, obwohl in kürzerer Frist, und auf eine eingeschränktere, unvollkommenere Weise ebenfalls. In Italien jetzt ungleich weniger als selbst in Rom. Die Alten nachzuahmen, damit sie nachgeahmt würden und weil sie nachzuahmen doch schön sey, ist ein zu kalter, bebender Zweck. Sich von einem feinen freigebigen Kenner der Kunst belohnen zu lassen, noch ein kälterer. Mit den Alten zu wetteifern, ja sie neben ihren Werken zu übertreffen, wollte mehr sagen; ward aber von den wenigsten gesucht, und konnte nicht gesucht werden, weil nicht dieselben lebenden Antriebe da waren die die Alten gehabt hatten, und noch immer die neuere Kunst nur bestimmt war ein Kranz der Alten zu seyn. Wozu z.B. die den griechischen Göttern und Helden nachgeahmten Bildsäulen itzo? Etwa um Allegorien, Tugenden, Päpste, biblische Personen vorzustellen? War das im mindesten mit der griechischen Kunst vergleichbar. Der Künstler war also nicht befeuert, der Lauf der Kunst nicht von lebendiger Geschichte, noch von edeln Bedürfnissen des Volks fortgestoßen, also auch nicht durch solche bestimmt und in Schranken gehalten, und siehe darin lag schon der Verfall der Kunst. Wenn's nur Nachahmung war, so durfte man auch nicht, oder nur bis zu einem gewissen Grade nachahmen, d.i. man durfte ausschweifen wohin man wollte. Weder Religion, noch Geschichte, noch Staat, noch der lebendige Geschmack des Volks gab einen engen, starken Trieb, und diesem Triebe regelmäßige Schranken; die Kunst schwebte also wirklich in der Luft oder beruhte nur auf einem Hauche, in dem guten Willen des Künstlers und seiner Belohner.

Selbst die Künste die eine nähere Bestimmung für ihre Zeit hatten, Malerei und Baukunst, bezeugen was ich sage. Allerdings fanden sie im Staate und in der Religion mehr Gegenstände, Bedürfnisse und Anwendungen als die Bildnerei: noch aber konnten sie sich an sicherer Natur mit den Griechen nicht vergleichen. Nachahmung lag doch nur zum Grunde, nicht etwa ein ursprüngliches, erstes, dringendes Bedürfnis. Solange also die verschiedenen Muster noch Reiz genug hatten um Liebhaberei und Nacheiferung zu erwecken, wurden sie nachgeahmt und im ersten Feuer der Nacheiferung sehr glücklich. Als der Nachahmung zu viel wurden, und selbst die glücklichen Nachahmungen schon verzagt machten, war es allerdings ein stumpferer Stachel, sich hinter hundert Nachahmern, vielleicht als der hundert und erste, bloß leidliche, Nachahmer aufgestellt zu sehen; man suchte sich also durch Originalität, d.i. durch Keckheit zu unterscheiden. Die Kunst hatte keine neuen, zum Guten und Bessern dringenden, lebendigen Zwecke, und gerade was den ersten Malern geholfen hatte, das Licht

der Neuheit, schreckte jetzt ab oder verführte. Man sah selbst das Schöne in seinen frappanten Zügen nicht mehr, weil man es zu oft sah; die gesättigte Henne ging über die Körner weg und hackte nach Farben. Es war nichts als Mangel des Bedürfnisses am guten Geschmacke, wodurch der gute Geschmack verdarb und ein schlechterer aufkam.

Die schöne lateinische und griechische Sprache waren als Werkzeuge des Schönen in der Wissenschaft freilich viel; was sind aber Werkzeuge sobald sie selbst Zwecke werden? Wenn Bembo die venetianische Geschichte römisch schreibt, die doch nicht römisch gedacht und geführt war; wenn der Cardinal sich scheut die Vulgate seiner Kirche zu lesen, um sich seinen Styl nicht zu verderben, und seinen allerheiligsten Vater selbst als einen römischen Grammatiker schreiben läßt, in dessen Qualität er doch nicht Briefe eines solchen Inhalts schreiben konnte: so sieht man das Spiel, die Disproportion zwischen Zweck und Werkzeug, den phantastischen Zwang. Und alles Spiel, aller Zwang, alle Phantasterei muß sich bald selbst auflösen. Ueber solche schöne Nachahmung der Alten ohne ihre Gedanken und Sitten war nun nichts möglich als todte Gelehrsamkeit, Buchstabenkram, Akrosticha und Anagrammen, die also auch alle folgten. Das siebenzehnte Jahrhundert folgte aufs sechzehnte, und noch unterliegt Italien, einem großen Theile nach, solchem Wüste. Die Samenkörner des guten Geschmacks sind in ihm aufgeschüttet; sie können also Früchte tragen.

Der Verfall der Dichtkunst hat eben den Weg genommen. Da sie ganz idealisch war und am Geiste der Zeitbedürfnisse und Zwecke so wenig als möglich hing, so gerieth ihr nächster Schritt immer ins Land des Abenteuers und des Uebertriebenen. Das Jahrhundert des wiedererweckten griechischen Geschmacks, der doch überall auf Natur, Richtigkeit und Wahrheit führte, konnte daher neben allen den hohen Mustern und vortrefflichen Nachahmungen von elenden Petrarchisten wimmeln, ja die Nachahmer der Alten waren dieß oft selbst; ein deutlicher Beweis wie untief der damalige Geschmack war, um die ganze Natur und Seele in allem und für alles griechisch zu bilden. Ariost kam und bauete ein Zauberschloß mit hundert Pforten in der Luft, denn ein Nationaltempel auf festem Boden konnte er nicht bauen; was drüber ging, ward natürlich Fratze und Märchen. Tasso ahmte im Lande der Phantasie kalt nach; Marino übertrieb – es konnte nicht anders werden. Ein englischer Kunstrichter meint, man könne sich den Geschmack an nichts so leicht als an italienischen, zumal Liebes- und Schäfergedichten verderben, und ich weiß nicht ob er ganz unrecht habe? Die wirksamste und natürliche Dichtungsart, das Trauerspiel, hat daher nie in Italien Kräfte gewonnen; der Wälsche schwebt mit seiner Musik, mit seiner Kunst und auf gewisse Art selbst mit seiner Dichtkunst in der Luft, in einem Ideale, das ihn nie auf festen Boden kommern läßt. Der Grund davon daß er

nicht weiter kommt, ist weil er schon so weit kam und nichts ihn dringet etwas anders zu werden.

So traurig dieß auf der einen Seite scheint, so ist's auf der andern wiederum ein gutes Werkzeug in den Händen des Schicksals. Eben weil die Italiener nur fanden, nur nachbildeten und nachahmten, dieß aber auf die Weise thaten wie es keiner thun konnte, so idealisirten und imitirten sie, zwar nicht enge und tief genug für sich, aber gewissermaßen für ganz Europa. Sie haben alle Nachbarn gebildet, und die Samenkörner des Geschmacks über sie gestreut; Ariost bildete Spenser, die italienische Satire den Rabelais, die Novellen den Shakespear; die neue politische Philosophie der Italiener kam mit bitteren Folgen zuerst nach Frankreich und von da weiter. Karl der Fünfte und Franz der Erste eiferten an Kunst und Geschmack mit Italien und untereinander. Die Nachahmer der lateinischen Sprache keimten in allen Landen; Italien sollte durch seine Lage und durch alle seine Schicksale eine Vorrathskammer der Materialien des guten Geschmacks für alle Welt werden, und ist's geworden.

IV. Ein neues Zeitalter des Geschmacks kam unter Ludwig XIV wieder, auf das sich, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Umstände, anwenden läßt was bisher bei andern Nationen ist bemerkt worden. Wie jene, war es durch Genies lange vorbereitet worden; Rabelais und Montagne warteten auf keinen Ludwig; Corneille hatte Richelieu und die Akademie gegen sich; selbst die stärksten Genies unter Ludwig waren nicht von der Hofsecte: Pascal, Fenelon, Rousseau, la Fontaine; und Racine hätte es weniger seyn dürfen. Nicht also Genie, aber Geschmack konnte Ludwig wecken, da er auf und hinter ein Zeitalter der Genies traf. Um ihn lebte Anstand, Thätigkeit, Glanz und Würde. Zu ihnen also bildete sich die Sprache; so handelte Ludwig und jeder ihm nach in seinem Kreise; eine Form der Eleganz nahm also der Geschmack in allen seinen Aeüßerungen an. Die Beredsamkeit, die nicht mehr fliegen konnte, regte wenigstens mit Anstand ihr Gefieder; das Theater, das nicht mehr wirken konnte, ward eine Bühne der Sitten, des Anstandes, der Philosophie, des Heroismus im Scheine. Die Künste, die keine Nationaltriebfeder mehr seyn konnten, dienten dem Stolze des Königes und seinen Thaten. Wer nicht dichten konnte, machte schöne Verse, und wer nicht Geschichte schreiben konnte, declamirte schön und zeichnete historische Gemälde. Die Sprache, der ihre Stärke, ihr Reichthum, die Fülle längst dahin war, bildete sich zum Ton der Gesellschaft, der Richtigkeit und des Wohlanstandes. Das war die Farbe vom Zeitalter Ludwigs, die seinen Quellen völlig gemäß war.

Die Verderbnisse mußten bald auch aus eben der Quelle kommen. Wenn die Wurzeln des Geschmacks nicht tief im Bedürfnis der Nation, in der Beschaffenheit ihrer Sitten lagen, wenn offenbar Ludwig keinen Geschichtsschreiber seines Reiches hatte und

haben konnte, wie Xenophon und Livius gewesen waren; wenn sein Theater der Nation das unmöglich seyn konnte was das Theater in Athen war oder seyn sollte; wenn sein Bourdaloue weder gegen noch für ihn zu reden hatte was Demosthenes gegen den Philippus für Athen sprach, und wahrscheinlich kein Grieche bei Bossuet erhabenen **Madame est morte! – Madame est morte!** in Thränen zerflossen wäre: so wird offenbar daß der glänzende Gesellschafts=, der edle Hofgeschmack, der damals allein regierte, sich auch als solcher bald verderben mußte. Dasselbe Publicum, dieselben aufgeklärten und witzigen Kreise, die einst der Sprache Leichtigkeit, Reinheit, Anstand verschaffet hatten, gaben ihr auch bald einen kleinfügigen Witz, Spitzfindigkeit und den elenden Geschmack durch Wendungen zu frappiren. Man verließ also, wie Fenelon, St. Mard, Racine und wer nicht mehr? klagen, die simple Größe, die unzerstückte, zwanglose Natur, die edle Einfalt, und zerlegte den Gedanken so fein, so manierlich neugesagt und artig, bis kein Gedanke mehr da war. Was den Römern Seneca gewesen, ward Fontenelle; la Motte ward Petron; der jüngere Crebillon mit seinem unerschöpflichen Märchenwitz brachte aus seinen Gesellschaften eine sinesische Puppe hervor, die üppig, fein und klein ist; Marivaux zerlegte die großen Charakterbilder des Molière in Miniaturgemälde voller Sentiments. Die Akademie des guten Geschmacks lieferte was sie liefern sollte: Complimente; das Feld des Hofgeschmacks konnte nichts anders erzeugen. Unglückliche Schicksale der Regierung, von der zuletzt doch alles abhing, kamen dazu, die natürlicherweise alles sehr störten. Und das Beste das hervorgebracht ward auf der Meinung eines engen Publicums, d.i. eines ausgesuchten Kreises sogenannter Kenner schwamm, so mußte das garstige Ungeheuer, Cabale, den Geschmack hier mehr verengen, aufhalten und verderben als irgendwo und jemals in andern Zeiten. Die üppige Erziehung, die Lebensart der Hauptstadt drang, weil alles auf einem Modegeschmack beruhete, bis auf Richter und Richterinnen, also auch auf Verfasser und Künstler hin; viele andere Sprößlinge zu geschweigen, die alle aus derselben Wurzel kamen. Ein Geschmack ist übel daran, sobald er nur Gesellschafts= oder Hofgeschmack seyn kann und darf: gar bald wird er schwach; und da er beim Publicum vorgehen soll, bleibt er hinten.

Die größten Männer nach der Zeit, sehen wir, mußten diese alten Vorurtheile durchbrechen, um nur freiere Luft zu athmen. Rousseau rief, wie aus der Wüste, hervor; und hätte dieß nicht thun dürfen, wenn die Gegenseite nicht gar zu blühend gewesen wäre. Montesquieu, wie des Horaz Marcellus, erwuchs als ein edler Baum, allein auf seinem Raume: und doch hätte er manches nicht durch Esprit ersetzen wollen, wenn er seinen großen Gegenstand bestimmter hätte umfassen dürfen. Voltaire endlich ward wie Columbus groß, daß er außer dem Jahrhunderte Ludwigs noch Eine Welt glaubte. Er schiffte ins Land der Feinde seines Nationalgeschmacks, nach England, hinüber und raubte einen Brand von ihrem Feuer; er bildete sich außer den schönen Kreisen von Paris **inter dis-**

crimina rerum und ward Voltaire. Das Land, das mehrere Muster von Leichtigkeit, Anstand, Richtigkeit und Klarheit für ganz Europa aufgestellt hat, hat sich selbst vielleicht auf eine Zeitlang tiefe Originalempfindung erschweret. Das Licht ist in lichtem Schimmer umher verbreitet, und flammt also in keine helle Flamme auf. Man steht zu dicht unter den Bildsäulen voriger Zeiten und liefert ihnen nur Postamente. So hatten die Ursachen des Geschmacks in Frankreich auch Samenkörner seines Verfalls in ihnen selbst.

Und nun gehe ich aus Bescheidenheit nicht weiter. Wie haben an den vier verschiedenen Perioden des Geschmacks genug gesehen, um die Wahrnehmung in ihnen zu erkennen, dazu wir sie durchlaufen sind. Nämlich:

Zeit des Geschmacks, sehen wir, ist unter allen Gestalten eine Folge der Kräfte des Genie's, wenn diese sich ordnen und regeln. So verschieden also die Zeiten sind, so verschieden muß auch die Sphäre des Geschmacks seyn, obgleich immer einerlei Regeln wirken. Die Materialien und Zwecke sind zu allen Zeiten anders.

Kann nun keiner des Menschen Genie's schaffen (sie keimen aus höhern und mehrern Veranlassungen oft sehr mißlicher Umstände hervor), so, sieht man, sind auch die goldenen Zeitalter des Geschmacks nie ganz Eines Menschen Wille. Sie folgen und richten sich nach jenen. Sie sind in der Geschichte des menschlichen Geschlechts wie die consonen Punkte der Saite; es müssen Dissonanzen zwischen liegen, und auf jenen heben sich diese.

Mithin wird das Räthsel erklärt warum die großen Männer immer zusammen leben, was sich aus mechanischer Nacheiferung, Belohnung, aus dem Klima u. dgl. nur äußerst unvollkommen auflösen läßt; sie sind nämlich alles insgesamt nichts als der consone Punkt Einer Saite. Die Dissonanzen sind erschöpft, die Zeitalter halber und ganzer Barbarei, leere Versuche, übereinandergestürzter Riesenarbeiten sind vorbei; man fängt an, natürlich zu ordnen, mit offenen Augen umherzusehn und mit geregelten Kräften zu wirken; die menschliche Seele kommt in den Wohlklang. Da sind denn alle Künste vergeschwistert, sie folgen schnell und bald aufeinander, und sind im Grunde nur Eine Kunst. Da fehlen sodann weder Mäcene noch Maronen; in einem gewissen Kreise auch sehr verschiedener Beschäftigungen tönt's conson.

Der Verfall des Geschmacks wird also auch solch ein Naturphänomen, als seine Entstehung war, ja in dieser liegen schon die Anlagen zu jenem. Alles nämlich unter dem Monde ist vorübergehend: lassen nun die guten Veranlassungen nach, so treten schlechte an die Stelle, und der Geschmack sinkt.

Wer also auf die Geschichte des Geschmacks wirken will, muß auf seine Veranlassungen wirken; er pflanze den Baum nicht am Gipfel, oder an der Blüthe, sondern in der Wurzel. Wer eine goldene Zeit schaffen will, schaffe erst Veranlassungen zu goldenen Zeiten; diese kommen von selbst. Wer den Geschmack bessern oder sichern will, schaffe die Ursachen des Schlammes weg wodurch er sich trübet, oder sichere die Stützen die sein Gebäude erhalten; sonst ist seine Arbeit vergeblich.

Je tiefer die Veranlassungen des guten Geschmacks liegen, desto wahrer ist auch seine Natur, desto fester und länger seine Dauer. So war's in Griechenland, so der Geschmack Nationalblüthe war, und zu gewisser Zeit unter den Edeln in Rom. Das alte Griechenland ist nie wiedergekommen; also hat auch der Geschmack nie mehr so tief gefasset, so lange gedauert. Bei uns ist er immer nur auf der Oberfläche der Nation gewesen.

In der Natur ist aber nichts müßig; Kräfte gehen nie verloren; alle Zerstörung ist nur scheinbar. So auch mit dem Geschmack: er ist nur Phänomen und kann nur als Phänomen leiden. Das Uhrwerk der Natur wirkt gleich weiter fort zum Guten; denn nur das Unvollkommene, das Eingeschränkte (wie diese ganze Geschichtabhandlung zeigt) zerstört sich; das gewirkte Vollkommene bleibt, wird immer lauter und wirkt auf einer weiteren Fläche weiter. Selbst die neuerzeugten Fehler wirken höheres Gute; sie sind Dissonanzen zu einem höheren Wohlklänge.

Nie also müssen wir hinter dem was gethan ist stehen bleiben und zweifeln. Solange die Natur Genies weckt, bereitet sie auch Perioden des Geschmacks, und das geschieht in wechselnden Intervallen von Land zu Lande, von Zeiten zu Zeiten. Sind einmal die Spensers, Shakespears, Miltons einer Nation das, die Steele, Pope und Addison werden zu ihrer Zeit nicht ausbleiben. Vielleicht arbeitet Deutschland jetzt unter Trümmern und zerfallenden Riesenwerken einem Zeitalter des philosophischen Geschmacks entgegen, zu dem jetzt alles, Fehler und Tugenden, Theorie und Uebung, sie mögen noch so blind gegen einander stoßen, das seine beiträgt.

Geschmack ist aber nur Phänomenon; und wie ihn die Natur höheren Zwecken untergeordnet hat, so sollen's auch ihre Diener und Statthalter, die Menschen. Wer einen Menschen ans Kreuz schlägt um ihn, der Kunst zu gut, sterben zu sehen, ist ein Bösewicht, und wer Rom in Brand steckt um den Brand von Troja zu singen, ein Nero, der zuletzt doch als ein Narr und Verzweiflender, **qualis artifex pereo!** sterben mußte, und in seinem Leben gehasset oder verlacht ward. Wir sind geboren Glückseligkeit der Menschen zu schaffen; das Genie schafft der Schöpfer, und aus mehreren Versuchen des Genie's bildet sich der Geschmack von selbst. Wir müssen nur, wie Aerzte oder Hebammen (nach Sokrates

Gleichniß), der immer schaffenden, bildenden, regelnden und wiederzerstörenden Natur folgen.

* * *

III. Folgen.

So voll von praktischen Lehren jede Geschichte bei jedem Schritte ist, so thut's insonderheit wehe ein Thema dieser Art in unserm Zeitalter fahren zu lassen, ohne noch einige Blicke der Anwendung thun zu dürfen. Wenn sie nicht neu seyn können, sind sie wenigstens nothwendig und nützlich.

1. Muß, wer den Geschmack am sichersten pflegen will, das Genie, d.i. Kräfte der Natur pflegen, so siehet man, ist Erziehung die erste Triebfeder des guten Geschmacks. Aber Erziehung mit Geschmack, zum Geschmack – die Ausdrücke haben gar zu viel Mißdeutungen und lächerliche Anwendungen als daß sie nicht noch näher bestimmt werden müßten.

Zum Geschmacke erziehen heißt nicht (oder es wäre bisher alles vergebens geschrieben) Geschmack predigen, über den Geschmack murren; sondern ihn zeigen, damit an die Seele dringen, ihn von Jugend auf melodisch und thätlich lehren oder mit andern Worten, in die Kräfte eines Zöglings mit sanft fortgehendem, nie nachlassendem Schwunge Ordnung bringen, der Seele desselben einen hellen, freien und leichten Blick, seinem Herzen ein sanftes Gefühl des Schönen und Guten, mit Vernunft und Wahl begleitet, geben: das ist so wenig Wort und so ganz Pädagogie, schweigende That und Führung, als etwas seyn kann. Die Seele soll in allen Kräften und Kraftanwendungen conson gestimmt werden, wie die Leier Apoll's. In Empfindungen, Sitten und Handlungen soll nicht weniger Geschmack herrschen als in Kenntnissen der Phantasie oder des Verstandes; denn in Büchern und Schriftexercitien ist immer nur der Schattes des Rosses sichtbar, nicht aber das Ross mit allen seinen Kräften. Ist der Grund nicht tiefer gelegt, so reißt nachher eine heftige Neigung die Phantasie sowohl als das Kunstgedächtniß hin; ist aber die ganze Seele gebildet, so muß der Geschmack in jeder Kunst, wenn sie geübt wird, den andern gebildeten Künsten wohl folgen.

Wie schwer aber die Bildung des Geschmacks in einem verderbten Zeitalter werde, ist unsäglich. Dem Zögling kommen lauter Gegenstände vor Augen die ihm immer den richtigen Wink und Anstoß verderben; das Bäumchen steht am Wege, wo jeder rohe Fuß darüber hinfährt. – Das ist auch die Ursache warum wir mit aller Theorie nie ein Grie-

chenland des Geschmacks aufwecken können. Klima, Sitten, Gebräuche, selbst geistige Zwecke widersetzen sich, und wollen die schöne Sinnlichkeit zerstören; unsere edelste Tugend selbst scheint sich ihren Schranken zu entziehen. Der Geschmack wird uns also immer eine subordinirte Sache bleiben müssen, die, höherer Ursachen wegen, aufgeopfert werden darf; und bei den Griechen war sie ein natürliches Kleid, ja der Körper der Tugend.

Jede Mühe also, die auf Einigung des Geschmacks mit dem Verstande, der Lebensart und Gewohnheit angewandt wird, ist unschätzbar; und hier kommt uns der vorige Grundsatz, daß nichts in der Natur vergebens geschehe, vortrefflich zu Hülfe. Quintillian, der Lehrer des Geschmacks, strebte über sein Zeitalter hinaus, die alten Muster des Geschmacks noch mehr: Wahrheit und Tugendschöne ist, wie das Sonnenlicht, unwandelbar, wirksam und erwärmend. Wären in jedem Zeitalter nur drei große und gute Männer, die mit vereinigten Kräften ganz wirkten, sie könnten Wunder thun, oder doch, wie jene drei Gerechten, eine Stadt vor dem völligen Verfall des Geschmacks und der Tugend sichern.

Mich dünkt, wir sind hierin an der Schwelle einer sich entwölkenden, heitern Zukunft. Wenn Vernunft auch in die Gegenden hindringt, wo man sonst nur mechanisch empfand und anordnete, wenn diese Vernunft sich einst von ihrer Ueberspannung erholet, und (ein noch größerer Wunsch!) mit Neigung und Gewohnheit zum allgemeinen Geschmacke des Lebens gattet: wohl alsdann dem Namen der Vorwelt, der hinzu, und zwar in den tiefsten Quellen der Gewohnheit, Denkart und Neigung, d.i. in der Erziehung beitrug. Ein besser erzogener Prinz, eine wohlgegründete, reinere Anstalt, eine schweigend=thätige Niederlage des guten Geschmacks in ein Tempel, der kommenden bessern Menschheit heilig!

2. Selbst die eigentlich sogenannten Werke des Geschmacks, die Muster der Alten, können in der gewohnten Erziehung, diese auch nur als Spähre des Lernens betrachtet, oft die ärgsten Anlässe des Ungeschmacks, des Ekels und der Verführung werden; ja, was man an deren Stelle setzt, nimmt oft einen noch ärgern Ausweg.

Wenn ich einen Künstlerknaben Jahre lang am Werkzeuge schnitzeln lehre daß er die Natur selbst nie einmal zu Gesichte bekommt, so ist er statt eines Bildhauers der ärgste Tagedieb geworden, und hat dazu sein Werkzeug zerschnitzelt und auf immer verderbet. So geht's den Schulmeistern und Phrasedrechlern bei Cicero und Homer. Nicht bloß daß sie keine Homere und Cicerone bilden (dazu gehörte noch sehr viel): ihre armen Gefangenen haben den Cicero und Homer selbst nie gesehen, ja sich an ihnen verreckelt, um sie ewig nicht sehen zu wollen. Motten haben sie also gebildet, die, statt zu malen, die Farbe vom Gemälde kratzen, oder die Paniere des guten Geschmacks zu Stangen brauchen, womit sie Vogelnester stören. Mitten unter Schönheiten der Alten wird sodann

das Gefühl für die Schönheit verhärtet, und der Geschmack mit Gewalt gezwungen daß er sich verwahrlose und nach elenden, kindischen, unsinnigen Zwecken laufe.

Die Gegenarznei die diesem heillosen Ungeschmacke entgegenwirken soll, hat alles noch mehr verderbet. Realien sollten´s seyn, womit die Jugend als ein Kornboden überschüttet würde; und dann freilich kann sie nie ein blühender Pflanzgarten werden. Schon Baco hat geklagt, wie aus der Wissenschaft nichts werden könne wenn man in ihr nur immer das Nützliche, unmittelbar jetzt Nützliche suche, und wenn dieß bei der Erziehung selbst geschieht, so verliert dadurch ein ganzes menschliches Leben. Nicht was, sondern wie es die Jugend lerne, ist das Hauptstück der Erziehung. Geschmack, d.i. Ordnung, Maß, Harmonie aller Kräfte, ist die Leier Amphions oder Orpheus, nach der sich Steine zum ganzen Baue beleben. Wer, unter welchen Vorwänden es sey, der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt (was er ihnen dafür auch von seinen Sächelchen in die Hand gebe, Encyklopädie, Lehrbuch, Regel, Realie) er kann den Schaden mit nichts ersetzen. Das war Julians Kunststück, wodurch er seinen Feinden die tiefste Wunde schlagen konnte.

„Aber Genie! das Genie wird sich von selbst bilden; oder der Geschmack und die Werke der Alten können es gar verderben!“ Ein böser Dämon hat diesen Grundsatz erfunden, der die häßlichste Lüge ist. Ein Genie, das der Geschmack verderben kann – fahre es hin! gut daß es selbst verdirbt, statt es andere mit verderbe. Wer nach rechtschaffener Lesung der Alten (nicht, wie sie freilich meistens gelesen werden) schlimmer ist als er war, der sey schlimmer! an ihm ist nichts verloren. „Shakespeare! Shakespeare!“ ruft man – und was denn Shakespeare? Hatte Shakespeare keinen Geschmack, keine Regeln? Mehr als jemand; nur es war Geschmack seiner Zeit, Regeln zu dem was Er erreichen konnte. Hätte er mit seinem Genie in den Zeiten der Alten gelebt, glaubt ihr daß er den Geschmack mit Füßen würde von sich gestoßen haben? Oder würde er dadurch schlechter geworden seyn als er jetzt ist? Aber freilich ist´s ein jämmerliches Wort, Geschmack, nach einem Compendium, auf einer Eselsbrücke von Vorlesung über die schöne Natur, hergeplaudert. Der wahre Geschmack wirkt durch Genie, und ein edles Genie ist immer wie ein Stern im Dunkeln. Licht strahlt nur Licht ab, eine Sonne nur Sonne.

3. Aber endlich ist freilich die größte, beste Schule des guten Geschmacks das Leben. Wenn da giftige, unterdrückende Schatten stehen, wehe der zarten Sprosse! Wenn da Luftseuchen des guten Geschmacks herrschen, daß die gute Luft gar enge wird – wehe dir, rascher, begehrender Jüngling!

Wie die Knechtschaft die Seele unterdrücke; wie die Begierde reich zu werden den Geschmack vergifte! wie endlich der Hunger nach Brod alles Edle in den Staub trete und zerknirsche – darüber spricht Longin statt meiner.

Wie Ueppigkeit, Sklaverei, Scheu gegen Wahrheit, gegen Mühe, Verdienst und Ehre ein Abgrund sey aus dem nichts gutes erwachse: darüber klagt der Verfasser des Gesprächs über den Verfall der Beredsamkeit mit edlem Römerherzen. Was hilft's unfruchtbar nachklagen?

Wenn in manchen Ständen und Berufsarbeiten der Name Geschmack noch ein Vorwurf ist: eilt hinzu, rottet die Dornen auch mit blutigen Händen aus, und der Geschmack wird über neue Provinzen herrschen!

Wenn alte Gewohnheit, Neid und Cabale sich mit Schwefelfackeln in der Hand vereinigen: wohl, auch die Guten können sich vereinigen! Das Licht der Sonne ist stärker als die Schwefelfackel.

Wenn verführende Muster des Geschmacks herrschen, spricht ihnen entgegen, warnt eben an ihren Fehlern, oder vielmehr, wenn ihr könnet, spricht mit der überwindenden Beredsamkeit des stillen besseren Musters.

Endlich, da Freiheit und Menschengefühl doch allein der Himmelsäther sind, in dem alles Schöne und Gute keimt, ohne den es hin ist und verweset, so lasset uns mehr nach diesen Quellen des Geschmacks als nach ihm selber streben. Er ist doch nichts als Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in einem reinen, der Menschheit wohlanständigem Kleide. Je mehr wir also diese Humanität auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an Veranlassungen daß der Geschmack nie mehr eine bloße Nachahmung, Mode oder gar Hofgeschmack, auch selbst nicht mehr ein griechisches und römisches Nationalmedium, das sich selbst bald zerstöret, sondern mit Philosophie und Tugend gepaart, ein dauerndes Organum der Menschheit werde! **Multatum et altiora renascentur, quam quae cecidere.**

Entnommen : Johann Gottfried Herders sämtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. Zwölfter Band. Stuttgart und Tübingen. J. G. Gotta'scher Verlag. 1862. Seite 3 – 48.

copyright by

Edition Re/Source
Wolfratshausen

zeit / kritik
schrift / bild